

**In Sturm und Wellen, aber in einem Boot
Bericht zur Lage**

(Es gilt das gesprochene Wort!)

Sperrfrist 7. April 2005, 11.00 Uhr

1. Wir sitzen alle in einem Boot.

1.1 Lassen Sie mich an den Anfang einen biblischen Text stellen, der seit ältesten Zeiten als Gleichnis für die Lage der Kirche galt und gilt. Jede Generation darf und soll dieses Gleichnis auf sich beziehen und auslegen, wie es bereits der Evangelist Matthäus machte, als er den Text des Markus auslegte. Die Geschichte vom Schiff der Kirche in Sturm und Wellen erlaubt bis heute eine eindruckliche Beschreibung unserer Lage und unserer einzigen Hoffnung. Es heißt bei Markus (4,35-42):

„Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Lasst uns hinüberfahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm.

Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlugen in das Boot, so dass das Boot schon voll wurde.

Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen.

Und sie weckten ihn auf und sprachen zu ihm:

Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?

Und er stand auf und bedrohte den Wind

und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme!

Und der Wind legte sich, und es entstand eine große Stille.

Und er sprach zu ihnen: Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?

Sie aber fürchteten sich sehr und sprachen untereinander:

Wer ist der? Auch Wind und Meer sind ihm gehorsam!“

Das Gleichnis vom Schiff, mit dem eine Gruppe von Menschen in den Stürmen der Zeit unterwegs ist, ist schon sehr alt. Bereits ein griechischer Dichter gebrauchte um das Jahr 600 v.Chr. das Bild vom Staatsschiff. Die Gelehrten streiten sich heute, wer der erste war, der das Schiffelein der Kirche im Sinne hatte. War es schon Markus¹ oder doch erst Matthäus²?

1.2 Wie dem auch sei, das Symbol eines Schiffs, das sich Gemeinde nennt, leistet bis heute Erhebliches:

Es macht die Gefahr deutlich, die von außen kommt, die alle betrifft, der man als Mensch auch nicht immer durch kluge Steuermannskunst entkommt. Es stellt die bleibende Unsicherheit gut dar, der niemand, auch nicht der kundigste Fahrensmann, ausweichen kann. Plötzliche Fallwinde kann niemand im Voraus einplanen. Es ist nicht selbstverständlich, nach einem guten Start bei Sonnenschein heil wieder im Hafen zu landen und festen Boden unter die Füße zu bekommen.

¹ Joachim Gnilka, Das Evangelium nach Markus (EKK II/1) Zürich 1978, 198 z.St.

² So deuten Rudolf Pesch, Das Markusevangelium (HThKNT II/1) Freiburg 267-277 und Dieter Lührmann, Das Markusevangelium (HNT 3) Tübingen 1987, 97.

Das Schiff braucht, je nach Größe, Matrosen, Schiffsoffiziere, einen Steuermann, einen Kapitän und nach Bedarf einen Lotsen an Bord. Die einzelnen Aufgaben unterscheiden sich. Die Verantwortung wird verschieden zugeschrieben. Aber, dass es solche Verantwortung gibt und sie wahrgenommen werden muss, bleibt gleich.

Das Symbol vom stürmischen Meer macht deutlich: Wir sitzen alle in einem Boot. Die Verantwortung tragen alle füreinander. Einer allein kann sich nicht gegen Wellen und Wind behaupten, sondern nur alle zusammen.

Als Martin Niemöller als alter Mann nach seinem Verständnis von Demokratie gefragt wurde, da verwies er vor der Kamera auf seine guten Erfahrungen mit seiner U-Boot-Besatzung im Ersten Weltkrieg³. Das war freiheitlich-demokratisch geprägten Landratten hinter der Kamera wenig plausibel. Sie deuteten dies als militärischen Gehorsamskult. Gemeint hatte Niemöller sicherlich aber die zusammengeschweißte Gemeinschaft derer, die nur zusammen wieder auftauchen oder zusammen – im wörtlichsten Sinne – zu Grunde gehen konnten. In dieser Situation waren Auseinandersetzungen über Ränge und Kompetenzen lebensgefährlich. Alle mussten das Ihre zum Überleben tun. Denn der Kommandant riskierte das Leben der Mannschaft bei Fehlentscheidungen genau so, wie die Mannschaft für den Fehler eines einzelnen Maates insgesamt mit dem Leben bezahlt hätte. Sie wussten nur zu genau: Wir sitzen alle in einem Boot.

1.3 Wir sitzen alle in einem Boot.

Das gilt auch für das Schifflin der Kirche, das eben nicht ein Schiff des Petrus allein ist, sondern in dem immer wieder Johannes und Jakobus wie andere Jünger sitzen⁴. Wir sitzen alle in einem Boot, dem Schifflin der Kirche, auch wenn es gelegentlich Matrosen gibt, die Dienst nach Vorschrift machen bzw. sich nicht auf ihre Verantwortung anreden lassen.

Wir sitzen alle in einem Boot. Auf diesem Hintergrund wird mir erst richtig deutlich, wie merkwürdig, ja für einen Kapitän oder andere Verantwortliche regelwidrig das Verhalten Jesu ist. Der tut so, als ob ihn das alles nichts angehe. Mit einigem Recht fragen die Jünger den Schlafenden: „Meister, fragst du nichts danach, dass wir umkommen?“ Dieser Vorwurf hat theologisch eine gewisse Parallele im Kreuzesruf Jesu: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wann Gott auf einen solchen Aufschrei antwortet, das müssen wir ihm überlassen – sofort, nach drei Tagen, nach 40 Jahren, nach Jahrhunderten, wer weiß das im Vorhinein?

Die Evangelien nach Matthäus und Markus unterscheiden sich in der Reihenfolge dessen, was auf den Notschrei folgt. Christus hat nach Matthäus zunächst die Ruhe, den Kleinglauben der Jünger zu schelten, ehe das Wunder eintritt. Nach Markus hilft der Herr erst, ehe er vorwurfsvoll fragt. In jedem Fall aber geschieht etwas, was die alte Metapher vom Schiff weit übersteigt:

Hier greift nicht einer entschlossen zum Steuerruder, schreit nicht die entscheidenden Befehle einer kopflosen Mannschaft ins Gesicht, die dann die Riemen oder die Segel erfolgreich in die Hand nimmt. Die Geschichte gewinnt eine ganz andere Dimension: „Schweig! Verstumme!“ Ein solcher Befehl steht Schiffsleuten nicht zu Gebote. Hier spricht der ganz Andere. Wellen und Wind sind und bleiben unserer Macht entzogen. Aber wir dürfen mit dem Psalmisten (107,23-32) hoffen und flehen, dass unsere Seele vor Angst nicht verzagt, wenn wir zum Herrn schreien in unserer Not, damit er uns aus unseren Ängsten

³ Hannes Karnick / Wolfgang Richter; Was würde Jesus dazu sagen? (Dokfilm) ARD 1985

⁴ Lk 5,10; vgl. Joh 21,2ff.

herausführt.

Ich möchte noch eine weitere Besonderheit im Markustext herausheben (V36): „und es waren noch andere Boote bei ihm.“ Das weitere Schicksal dieser Boote wird nicht geschildert, Matthäus und Lukas erwähnen sie in ihren Evangelien überhaupt nicht. Ich finde diese Bemerkung deswegen so offen und interessant, weil Wellen und Sturm so nicht nur für uns als gefährlich geschildert werden, die wir in einem Boot Platz genommen haben, sondern auch andere Boote neben uns müssen dieselben Gefahren bestehen. Sie bedürfen derselben Hilfe in schwerer See. Es ist wichtig, auch an sie zu denken, weil uns das gleiche Schicksal verbindet und der nur eine retten wird, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn.

2. In Sturm und Wellen oder „Wir sitzen in einem Boot“

2.1 In unseren Gemeinden

Welche Stürme und Wellen wir in Thüringen erlebt haben und erleben, ist schon oft beschrieben worden:

- Es sind die zunächst Wellen der Entkirchlichung im 19. Jahrhundert, in der Weimarer Republik, unter dem Nationalsozialismus und in der DDR-Zeit. Sie alle hatten und haben entsprechende Folgewellen auch noch Anfang der 90er Jahre, das heißt, dass uns nach wie vor Echowellen zu schaffen machen und erreichen werden. Ich habe in den letzten Monaten an Menschen, die aus unserer Kirche ausgetreten sind, einen freundlich-höflichen Brief geschrieben und sie nach ihren Gründen gefragt. Die Antworten waren natürlich sehr verschieden und führten auch unangenehme Erfahrungen mit Vertretern der Kirche an. Aber ich habe auch die klassischen Vorurteile gegen die Kirche als Institution gelesen. Manches an „Pfaffenschelte“ hat sich unmittelbar aus der Nazizeit vererbt in die Diktatur des Proletariats und prägt Menschen bis heute. Dies grundiert einen unüberhörbaren christentumskritischen Grundtenor in unserer Gesellschaft, in der bis heute Kreuzzüge und Inquisition als Argument erhalten, aber die Kirchenverfolgungen des 20. Jahrhunderts in das Vergessen der Spezialbibliotheken verbannt sind.
- Die nächsten beiden Wellen, in denen wir zur Zeit manövrieren müssen, heißen einerseits demographischer Wandel und andererseits Entvölkerung von Ost nach West. (Davon war bereits im Bischofsbericht vor der Herbstföderationssynode die Rede.)

Wir haben in den letzten 12 Monaten wiederum um die 12.000 Mitglieder verloren. Das sind faktisch Gemeindeglieder von etwa 10 Gemeinden. Was bewirken die Wellen? Unsere Gemeinden werden kleiner und kleiner. Und das hat konkrete Folgen, die ich an zwei Relationen verdeutlichen möchte⁵:

- * Die ELKTh hat unter den deutschen evangelischen Kirchen die wenigsten Kirchenmitglieder pro Gemeinde, nämlich 364. Nur Anhalt mit 312 liegt noch darunter. Viele westdeutsche Landeskirchen rechnen durchschnittlich mit dem Zehnfachen.

Diese Beobachtung verschärft sich, wenn man sieht, dass die Stadtgemeinden in Thüringen in der Regel (Eisenach, Jena usw.) eine Einheitsgemeinde bilden, also die Statistik noch „verschönen“.

Diese Zahlen sind als solche nicht wichtig, es gibt Freikirchen, die je

⁵ Die Zahlenangaben beziehen sich auf den der EKD angezeigten Stand vom 31.12.2002

Gemeinde auch nicht mehr Mitglieder haben. Aber die Wirklichkeit hinter diesen Zahlen muss Bedenken hervorrufen, wenn wir zugleich in Rechnung stellen, dass zu einer Pfarrstelle zur Zeit um die 1000-1300 Gemeindegliedern gehören sollten. Anders ausgedrückt: Oft haben Pastorinnen und Pfarrer mit 4-6 Gemeindegliedern zu tun.

- * Eine zweite und dritte Kennziffer wirken nur auf den ersten Blick freundlicher: Thüringen steht scheinbar besser da, wenn man die Zahl der Kirchenmitglieder pro Beschäftigten zählt. Thüringen hat mit die meisten Mitglieder pro Beschäftigten in der EKD, sofern man auch die geringfügig Verdienenden dazu zählt, nämlich 167⁶. Das könnte besagen, dass wir besonders sparsam wirtschaften (müssen). Nimmt man dann aber hinzu, dass wir - verglichen mit anderen Landeskirchen und gemessen an der Zahl der Gemeindeglieder - die meisten Pastorinnen und Pfarrer haben⁷, oder, was dasselbe ist, durchschnittlich die wenigsten Gemeindeglieder pro ordiniertem Theologen haben, dann ergibt sich unausweichlich der Rückschluss: Wir haben verhältnismäßig mehr Theologen und dafür verhältnismäßig weniger andere Mitarbeiter als nahezu alle anderen Landeskirchen. Wo in westlicheren Gefilden viele verschiedene Mitarbeiter zu den Hauptamtlichen einer Gemeinde gehören, ist bei uns die Pastorin oder ihr Kollege in der Regel allein auf seine eigene Arbeitskraft gestellt.

Auch hier sind die Zahlen als solche nicht schon das Leben. Aber es bleibt die Frage: Wie verkraften unsere Theologinnen und Theologen die Flut der Aufgaben? Wie tragen sie es, dass sie für nahezu alles verantwortlich sind, was anderswo mehrere Hauptamtliche arbeitsteilig leisten? Wie erreichen sie die Zusammenarbeit in den und für kleine Kirchgemeinden, die von ihrer Tradition her nur bedingt miteinander zusammenarbeiten wollen oder können? Wie gehen sie mit der Frustration um, die die Hauptamtlichen als Vertreter der Amtskirche nicht selten als Reaktion auf vergangene und kommende Reduktionen heftig zu spüren bekommen?

Ich kann mir vorstellen und weiß zum Teil,

- was es für das Selbstbewusstsein eines Gemeindeglieders im Dorf heißt, dass er nicht mehr allein entscheiden können soll, aber verantwortlich bleibt für sein Kirchengebäude;
- was es heißt, wenn sich auch in der Kirche etwas ändert, nachdem Konsum, Arzt und Schule gegangen sind;
- welche Kränkung mit diesen oft zunächst unmerklichen Verkleinerungen einher geht.

Doch was erleben die Hauptamtlichen, wenn sie zwischen nicht nur zwei, sondern mehreren Gemeindegliedern jonglieren sollen? Meine Frage lautet darum: Wie können wir bei kleinen und immer noch kleiner werdenden Gemeinden untereinander sowie zwischen Gemeinden und Pastorinnen / Pfarrern das Gefühl und das Erleben stärken: „Wir sitzen im gleichen Boot“?

⁶ Genau genommen 167,2; Mecklenburg 185, Reformierte Kirche 169,5 Oldenburg 165,5..

⁷ Nach Anhalt mit 722 Gemeindegliedern pro Theologin/Theologen im aktiven Dienst zählen wir 867 Gemeindeglieder. Hannover hat durchschnittlich 1685 und Baden 1409.

2.2 Wir sitzen in unseren Konventen im gleichen Boot

Die Wellen sind in den Konventen ziemlich spürbar im Sog der Wellentäler wie in den schweren Brechern, die über den Bordrand schlagen: Vakanzen und größere Gemeindebezirke werden vor allem dort erlebt. Die sichtbare Schwächung der kleinen und Kleinst-Gemeinden muss irgendwie in der Region und in der Superintendentur zumindest erlitten, besser aufgefangen oder am besten konstruktiv gelöst werden.

Ein Ratschlag, den ich zunehmend lauter höre, geht in die Richtung, es den Freikirchen nachzutun und die Ortsgemeinde autark zu machen. Dann müsste sie nicht den ganzen Ballast von kirchlichem Apparat tragen (so geht die Argumentation weiter). Das hätte nach meiner festen Überzeugung zunächst die Folge, dass wir uns ruckartig aus der Fläche, d.h. aus vielen Dörfern, zurückziehen und auf wenige Stadtgemeinden und ländliche Zentren beschränken müssten. Dieses kongregationalistische Modell würde ganz gewiss die Verminderung von Pfarrstellen und Gemeinden nicht verhindern, sondern sehr bald ein ziemliches Sterben von Gemeinden und eine drastische Reduzierung von Mitarbeiterstellen nach sich ziehen. Dieses Modell würde auf jeden Fall auch eine Anstellung (und Entlassung) der Amtskräfte durch die örtliche Kirchengemeinde nach sich ziehen. Damit können ausländische Gemeinden und „Synoden“, d.h. Flächenkirchen, wie z. B. in der lutherischen Kirche in den USA (ELCA) ganz gut leben, aber eine lebenslange Sicherheit, Pfarrer/Pastorin bleiben zu können, ist in solchen Modellen ausgeschlossen. Dies kann aber nach den speziellen deutschen und Thüringer Erfahrungen die Freiheit und Unabhängigkeit der Verkündigung gefährden.

Das gegenwärtige Vorgehen in unserer Landeskirche, durch das Minigemeinden in größeren Gemeindebezirken/Regionalpfarrämtern aufgefangen werden, ist also m. E. ohne Alternative. Daher plädiere ich dafür, dass wir zu einer planmäßigen Bildung von Zentren in einzelnen Regionen kommen müssen. Aber lassen sich diese Entwicklungen so gestalten, dass wir uns erreichbare Ziele setzen? Lassen sich genügend Freiheitsgrade für unterschiedliche örtliche Bedingungen vorsehen? Und: Wie kommen die Herzen und Seelen der Mitarbeitenden und der Gemeindeglieder mit? Besonders wichtig wäre dabei, dass sich die betroffenen Kolleginnen und Kollegen gegenseitig stützen. Das ist aus verschiedenen Gründen objektiv nicht leicht und subjektiv immer wieder erschwert u.a. durch gefühlte oder wirkliche Konkurrenz, durch Unterschiede in der geistlichen Prägung und durch die Fixierung auf die unmittelbaren eigenen Aufgaben. Dennoch muss der äußeren Konsolidierung, die uns aus den größten wirtschaftlichen Strudeln heraus gebracht hat (aber noch lange nicht in ruhige See) eine „geistliche Konsolidierung“ folgen⁸, für die wir bisher wohl nur einzelne gute Ansätze haben. Ich frage mich in diesem Zusammenhang zunehmend, ob wir unterhalb der Kirchenkreise eine kleinere Konstellation brauchten, eine Gruppe von etwa zehn Kolleginnen und Kollegen, die sich als eine überschaubare Schiffsbesatzung wahrnehmen und sich auch in schwerem Wasser gemeinsam in die Ruder legen kann. Diese Idee und eine ihr entsprechende Praxis ist nicht völlig neu. Bei meinen Besuchen bei Superintendenten, in Konventen und von Vorständen der Kreissynoden wurden mir häufig Regionalkonvente, Predigtvorbereitungskreise und andere kleine Formen eines kontinuierlichen

⁸ Ich nehme hier gern einen Begriff von Superintendent Ralf-Peter Fuchs auf, der wesentliche Ziele künftiger kirchlicher Arbeit auf den Punkt bringt.

Gesprächs zwischen den Pastorinnen und Pfarrern einer Region beschrieben, die z. T. schon auf eine lange Tradition zurückschauen können. Wo immer das der Fall ist, können wir uns darüber freuen. Dennoch ist mein vorherrschender Eindruck, dass solche kleinen Formen gemeinsamen Lebens und Arbeitens der Verstärkung und der Vermehrung bedürfen, gerade weil ruhiges Fahrwasser nicht in Sicht ist. Jedenfalls haben sich bisher alle Hoffnungen als trügerisch erwiesen, dass die Schrumpfung unserer Gemeinden in absehbarer Zeit in eine stabile Phase übergehen würde, die keine Anpassungen mehr fordere. Für die nächste Zukunft aber geht es eher darum, dafür zu sorgen, dass der Ruf „Mann über Bord“ so selten wie möglich ertönt und dass die Mannschaft erlebt, eine Besatzung zu sein, die sich gegenseitig zur Hand geht. Vieles wird bereits praktiziert. Was davon können und sollen wir durch überregionale Hilfestellung publik machen und stärken? Wie kann man Entwicklungen dort fördern, wo es das vor Ort noch nicht gibt?

Aus Zwischenberichten der Arbeitsgruppe 2019 unserer Landeskirche weiß ich, dass dort genau diese Fragen intensiv beraten und zu Vorschlägen ausgearbeitet werden. Sie werden uns in absehbarer Zeit vorgelegt werden. Ich wünsche mir, dass diese Überlegungen in den Konventen, in den Kreissynoden und der Landessynode aufmerksam auf dem Hintergrund gehört werden, weil ja schon viele am Beobachten und Überlegen sind. Man ist oft empfänglicher für andere guten Ideen und die praktikablen Vorschläge, wenn man sich schon selbst den Kopf zermartert hat. Ich wiederhole die Einschätzung vom Herbst, die Bischof Axel Noack und ich damals vorgetragen haben: Patentrezepte kann und darf niemand erwarten. Darum wünschte ich mir auch, dass die manchmal fehlende Loyalität in der von gleicher stürmischer See bedrohten Mannschaft untereinander gestärkt werden kann. Gelegentlich sollte da ein Blick über den Bootsrand ganz hilfreich sein, um zu wissen, warum der Nachbar solchen Schwankungen unterworfen ist.

2.3 In unserer Landeskirche sitzen wir im gleichen Boot

2.3.1 Zugleich mit dem Rückgang der Kirchenmitglieder erleben wir den Rückgang der kirchlichen Einnahmen, d.h. der Finanzkraft, die vor allem Gemeindeglieder ihrer Kirche zur Verfügung stellen. Da dies nicht nur das evangelische Thüringen, sondern auch große westdeutsche Landeskirchen betrifft, die uns durch den kirchlichen Finanzausgleich mit einem erheblichen Teil unseres Haushaltes (etwa 34%) stützen, sind der Großzügigkeit, die uns bisher seit 1990 bewiesen worden ist, enge Grenzen gesetzt. Gleichzeitig gehen Zuschüsse vom Land in dramatischen Größenordnungen zurück. Das betrifft u.a. die Evangelische Erwachsenenbildung Thüringen (EEBT), Schulen in freier Trägerschaft, Jugendarbeit und diakonische Aktivitäten wie die Telefonseelsorge. In den gegenwärtigen Haushaltsnöten werden auch die kommunalen Finanzen sich so reduzieren, dass Städte und Gemeinden weitere Leistungen vor Ort auf breiter Fläche minimieren oder einstellen. Diese kann von kirchlichen Haushalten so nicht aufgefangen werden. Auch hinter diesen Zahlen stehen Einzelne, Männer und Frauen, Kinder und Jugendliche, Alte und Kranke, Bildungswillige und Ratsuchende, deren Betreuung schwerer fällt oder eingestellt werden muss. Das trifft unmittelbar die Existenz von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in diesen Bereichen. Dass sie beim Verlust ihrer sinnvollen und wichtigen Arbeit bitter werden, kann ihnen niemand verdenken. Innerkirchlich aber stehen wir anscheinend vor neuen

Konflikten, ob und wie die Gemeinden übergreifende Arbeit organisiert und finanziert werden kann.

2.3.2 Ich füge einen kurzen Blick ein, der über den eigenen Bootsrand hinausgeht: Wir sitzen in einem Boot – auch mit den Kommunen, Kreisen und dem Land. Aus der Außensicht aber müssen wir beachten und in unseren Wertungen berücksichtigen, dass die Politiker in den Ländern und Kommunen unter unglaublichem Druck stehen. Selbst ein so bezeichneter Sparhaushalt in Thüringen wird nicht in diesem Land erwirtschaftet, sondern basiert auf dem Länderfinanzausgleich und zusätzlich auf einem Kredit von einer Milliarde. Was aber durch Kredite finanzierte Haushalte sind und für enorme künftige Lasten mit sich bringen, wissen wir aus eigener leidvoller Erfahrung. Insofern haben auch wir als Landeskirche „die anderen Boote auf der stürmischen See“ im Blick zu behalten und die Großwetterlage für Kommunen, Kreise und Land wahrzunehmen und nicht schlichtweg zu leugnen. Wir werden uns einerseits für die uns anvertrauten Menschen und Gruppen wie für unsere legitimen Interessen einsetzen, aber wir werden andererseits die Leistungsfähigkeit unserer politischen Partner nüchtern einschätzen müssen.

2.3.3 Ich lenke den Blick wieder zurück zur eigenen Mannschaft und damit zu denen, die die gewählten Sprecher der Mannschaft sind. Es geht um den Thüringer Pfarrverein und seine öffentlichen Äußerungen seit dem Rechenschaftsbericht des neuen Vorsitzenden am 15. September 2004. Dazu gäbe es aus der Sicht der Mitglieder des Landeskirchenrates alter und neue Zusammensetzung wie aus meiner eigenen sehr viel zu sagen. Da das Präsidium der Landessynode dankenswerter Weise den Versuch unternommen hat, die Lage zu klären und zu entkrampfen, möchte ich kein Öl ins Feuer, sondern nach meinen begrenzten Möglichkeiten eher Öl auf die Wogen gießen. Einfach wird diese Aufgabe jedoch nicht, da sich hier nach meiner Erkenntnis schwere Beziehungsstörungen und Sachfragen überlagern, also Lösungen erheblich erschwert sind.

Dass ein Pfarrverein, dem von der Synode die Aufgaben einer Pfarrervertretung übertragen wurden, die Interessen seiner Mitglieder vertritt, ist seine unbestreitbare Aufgabe.

Dass die erhebliche Unruhe in der Thüringer Pfarrerschaft angesichts der Rüttelbewegungen im Boot von den Betroffenen und von den Sprechern der Mannschaft ausgesprochen wird, nehme ich wahr.

Wohl aber erwarte ich den notwendigen und ausdrücklichen Respekt vor dieser Synode, vor der Kirchenleitung und vor dem Bischof – auch in der Öffentlichkeit. Ohne eine erkennbare Loyalität und ohne eine klare Begrenzung der Auseinandersetzung auf das Nachvollziehbare und Machbare wie auf die genuinen Aufgaben und Kompetenzen einer Pfarrervertretung kann die sachlich gebotene Kommunikation nicht gelingen. Wir brauchen eine Streitkultur, die sich an der gemeinsamen Aufgabe orientiert, die biblischen Regeln ernst nimmt und die kirchlich gebotene Differenz im Vergleich zu bestimmten politischen Auseinandersetzungen wahr.

Ich sage ausdrücklich dazu mit dem Blick auf die Pfarrerschaft dieser Landeskirche: Sie haben den Vorstand des Pfarrvereins gewählt bzw. lassen sich durch sie vertreten. Sie sind und bleiben damit für deren Auftreten gegenüber Kirchenleitung und Synode verantwortlich.

Das Bild vom Boot, in dem alle Christen als Gemeindeglieder, als Ehrenamtliche oder als Hauptamtliche, als Verantwortliche vor Ort oder als

übergemeindlich Engagierte, als Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie als Pastorinnen und Pfarrer, als Rudernde oder am Steuerruder Sitzende, kann verdeutlichen:

Wir sind auch bei verschiedenen Interessen von Mitarbeitern und Gemeinden aufeinander angewiesen.

Wir mögen rechts oder links im Boot sitzen, wichtig ist, dass unterschiedliche Frömmigkeitsformen nicht gegeneinander, sondern miteinander gegen Sturm und Wellen kämpfen.

Stärke und Schwäche werden wechseln, aber die Gemeinde wird immer für Starke und Schwache Platz haben.

3. Wir sitzen in einem Boot und laden andere ins Boot ein

Unser Kirchenschiff fährt durch Sturm und Wellen, aber wir strengen uns auch an und rudern. Das geschieht an vielen Stellen in der unauffälligen täglichen Arbeit, die die Basis für alle evangelische Verkündigung ist. Lassen Sie mich aber eine etwas sichtbarere Unternehmung beschreiben, die zeigt, dass wir als Landeskirche nicht nur administrieren, sondern auch die Fähigkeit zu Aktionen bewähren.

Durch die Marktforschungsstudie der ELKTh, die im Herbst 2001 abgeschlossen und 2002 publiziert wurde⁹, stellte sich unter den Befragten eine etwas stärkere Neigung zum Kircheneintritt als zum Kirchenaustritt heraus. Zugleich ahnten wir, dass diese Neigung besonders dann auftritt, wenn Menschen nach der Lebensmitte für sich klären wollen, wie sie ihr Leben u.U. neu ordnen. Genau auf diese Gruppe zielte die Wiedereinstiegskampagne, die die ELKTh gemeinsam mit dem Dekanat Schmalkalden und dem Kirchenkreis Erfurt seit dem 17. November 2004 veranstaltet hat und die in diesem Monat zu Ende gehen wird. Mit dem auf jedem Plakat wiederholten Beginn: „Getauft, konfirmiert, ausgetreten?“ wollten wir Menschen ansprechen, die bereits einmal Kontakt mit unserer Kirche hatten. Die Antworten „Das brauchen sie sich nicht mehr gefallen zu lassen“ oder „Nicht jede(r) Ex nimmt sie zurück – wir schon“ waren bewusst auffällig gehalten. Die Erfolge dieser Kampagne können sich sehen lassen, auch wenn wir erst jetzt dabei sind, uns einen Überblick über die handfesten Ergebnisse zu verschaffen:

- Allein über die Hotline der Landeskirche haben ihren Kircheneintritt etwa 70 Menschen fest zugesagt. Wir rechnen bei großer Vorsicht, dass mindestens die doppelte Zahl sich direkt bei Pastorinnen und Pfarrern gemeldet hat.
- Über diesen unmittelbaren Effekt hinaus stelle ich eine positive Berichterstattung in vielen Medien fest, also einen positiven Aufmerksamkeitsgewinn. Die Unkenrufe kamen vor allem aus dem eigenen Boot.
- Unsere mit Bordmitteln und das heißt sehr sparsam ausgestattete Kampagne hat Beachtung auch in anderen Landeskirchen gefunden und die Frage aufgeworfen, ob sie nicht auch nachgenutzt werden kann.
- Wir haben gezeigt, dass wir uns konzentrieren können und sollen. Andere schöne und sinnvolle Aktionen, wie „Advent ist im Dezember“ aus Hannover haben wir bewusst nicht auch noch aufgenommen, weil das unsere begrenzten Kräfte überfordert hätte. Zu dieser Konzentration gehört

⁹ Epd-Dokumentation 24/02 Frankfurt am Mann 2002

auch, dass wir beherzt beginnen und entschlossen enden, also keine weiteren Dauerpflichten etablieren.

- Insgesamt ergibt sich ein ansprechendes Bild von Kirche in der Öffentlichkeit, das uns mit unseren guten Möglichkeiten sichtbar macht. Natürlich bleibt Mission auch weiterhin eine Dauerverpflichtung unserer Gemeinden und unserer Landeskirche als Ganzer. Doch dürfte der Wechsel der Methoden und Zugänge den Erfolg begünstigen.

4. Auch in der Ökumene gilt: „Wir sitzen in einem Boot“ und „Uns eint mehr als uns trennt“

Wir sind in diesen Tagen Zeugen der Verehrung, die Papst Johannes Paul II. auf der ganzen Welt genoss und auch nach seinem Tod genießt. Er hat sich für die Verbreitung des Evangeliums über die ganze Welt hin eingesetzt. Aus dem Evangelium heraus schöpfte er Kraft und Ziel seines Einsatzes für gewaltlose Verständigung zwischen den Völkern, Religionen und gesellschaftlichen Gruppen. Unvergessen bleibt die Ermutigung für seine polnischen Landsleute bereits durch seine Wahl und bei Besuchen in seiner Heimat. Dies hat dort Zivilcourage und das friedliche Eintreten für gesellschaftliche Veränderungen gefördert. Was in Polen möglich war und trotz der Diktatur des Proletariats und der sowjetischen Herrschaft erreicht werden konnte, hat uns damals in der DDR das Mögliche vor Augen geführt. Ähnliches galt für die Bewegung Charta 77 in der CSSR und die Entwicklungen in Ungarn, wo 1989 der Eisene Vorhang für DDR-Bürger von mutigen Politikern geöffnet wurde. Wir sind dankbar für viel Positives, was von Johannes Paul II. ausgegangen ist, ohne zu verschweigen, dass er für uns Evangelische an manchen Punkten „nicht sonderlich bequem“ gewesen ist¹⁰.

Insgesamt aber bleibt im ökumenischen Miteinander einiges zu wünschen übrig und wir werden beharrlich daran arbeiten müssen, Erreichtes zu festigen und weitere Schritte aufeinander zuzugehen und miteinander zu versuchen. Zur Zeit jedenfalls gibt es einige Mißverständnisse, die wir nicht zu lange stehen lassen sollten. Ich mache es an einem einzigen Beispiel fest, das sich in unserer Kirchenzeitung „Glaube und Heimat“ am 3. April 2005 fand. Dort stellt der von mir geschätzte katholische Professor Friemel die evangelische Abendmahlslehre in einer Weise dar, die so weder unsere Abendmahlspraxis, noch unsere Theologie trifft¹¹. Er schreibt unter Berufung auf einen früheren Artikel in „Glaube und Heimat“¹²: „In der evangelischen Kirche „dürfen“ Laien wie ein ordiniertes Pfarrer die Abendmahlsworte Jesu im Gottesdienst sprechen, es ist nicht die Regel, aber im Prinzip ist es möglich.“ Die strengen Bedingungen, die für diese Ausnahmesituation in der evangelischen Theologie und Kirche gelten, damit kein Unbefugter das Heilige Abendmahl einsetzt,

¹⁰ So drückte es Bischof Axel Noack in einer Pressemitteilung am 3.4.2005 aus.

¹¹ „Glaube und Heimat“ Nr. 14 vom 3. April 2005, S.9 unter dem bezeichnenden Titel: „Andere Theologie und Frömmigkeit“. Die Zeitung selbst kommt ihrer journalistischen Sorgfaltspflicht nach, indem sie auf der gleichen Seite eine Zuschrift von Prof. Dr. Norbert Müller abdruckt, die wesentliche Mißverständnisse aus dem Artikel zurecht rückt („Glaube und Heimat“ Nr. 12 vom 20. März 2005, S.2 mit der Überschrift „Auch ‚Laien ‚dürfen‘!“), auf den sich Müller und Friemel beziehen. Faktisch korrigiert Müller damit auch Friemel.

¹² „Glaube und Heimat“ Nr. 12 vom 20. März 2005, S.2 mit der Überschrift „Auch ‚Laien ‚dürfen‘!“ Diese Überschrift stellt eine journalistische Freiheit dar, die vom Inhalt des Artikels so nicht gedeckt wird, bzw. im Artikel an klare Bedingungen gebunden wird. Dass Professor Friemel diese Bedingungen nicht nennt, verzerrt seine Darstellung, die ja eigentlich für katholische Frömmigkeit und katholisches Empfinden werben will.

fehlen. Nicht erwähnt wird in diesem Artikel, dass für uns einerseits die Taufe die Grundlage für das Priestertum aller Glaubenden ist, zugleich aber ein weiteres Prinzip Bekenntnisrang hat. Nach Artikel VII des Augsburgischen Bekenntnisses „(soll) niemand in der Kirche öffentlich lehren oder predigen oder die Sakramente reichen ... ohne ordnungsgemäße Berufung“¹³.

So ist durch diese Verkürzung weder eine korrekte Wiedergabe eines Diskussionspapiers aus der Bischofskonferenz der VELKD noch die angemessene Beschreibung des evangelischen Abendmahlsverständnisses erfolgt¹⁴. Dieses hatte der Rat der EKD vor dem Berliner Ökumenischen Kirchentag mit Beifall auch von maßgeblicher katholischer Seite dargelegt¹⁵. Ich betone nochmals mit der Abendmahlschrift, dass wir „im gemeindlichen Alltag darauf (achten) werden, daß niemand aus ökumenischem Überschwang zu etwas genötigt wird, was er oder sie (noch) nicht will.“ Das Verlangen nach gemeinsamen Abendmahlsfeiern kommt aber nicht allein von evangelischer Seite. Denn zu den brennenden praktischen Problemen beim Abendmahl gehört etwa, dass viele konfessionsverschiedene oder – wie manche sagen – konfessionsverbindende Ehepaare in unseren Kirchen erheblich darunter leiden, dass sie sich zwar nach katholischer Auffassung das Sakrament der Ehe spenden, aber nicht ohne Konversion gemeinsam am Tisch des Herrn teilhaben dürfen.

Ich weiß wohl, dass wir hier nicht mit öffentlichen Erklärungen weiterkommen, sondern geduldig und behutsam miteinander umzugehen und Möglichkeiten der Verständigung auszuloten haben. Mit der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999, die Papst Johannes Paul II. erheblich gefördert hat, liegt dafür ein Beispiel vor. Doch der Respekt, den jetzt katholische Partner gelegentlich von unserer Seite einfordern, kann nur gegenseitig gewährt werden, auch und gerade dann, wenn Unterschiede bleiben. So sehr wir manche Unterstreichungen christlicher Lehre in der Erklärung "Dominus Jesus"¹⁶ für wichtig und richtig gehalten haben, so sehr trifft uns die römische Abwertung als kirchliche Gemeinschaft, die eine respektvolle Partnerschaft nach wie vor erschwert.

Ausdrücklich möchte ich betonen, dass das Verhältnis zwischen dem katholischen Bischof von Erfurt, Dr. Joachim Wanke, und den evangelischen Bischöfen auf dem Gebiet des Freistaates Thüringen bei Wahrung der Loyalität zur jeweils eigenen Kirche konstruktiv und herzlich ist. Oft sind - auch ohne jede Abstimmung - unsere öffentlichen Äußerungen wie etwa jüngst zum Problem der Sterbehilfe nahezu deckungsgleich¹⁷. Das soll auch so bleiben, weil wir als Christen gemeinsam im Sturm und Wellen der Zeit auf den einen Herrn blicken, dem wir vertrauen und den wir anrufen dürfen und der uns und andere Menschen aus aller Not retten will.

¹³ CA VII zitiert nach der Fassung des EG, Ausgabe für die Ev.-luth. Kirchen in Bayern und Thüringen, S.1569

¹⁴ Dass in dem besagten Artikel die Differenzen zwischen dem Abendmahlsverständnis der Reformatoren wiederum auf einen Begriff gebracht werden, der reformierte Theologie so nicht korrekt beschreibt, ist ebenfalls beschwerlich.

¹⁵ Rat der EKD, Das Abendmahl. Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis des Abendmahls in der evangelischen Kirche. Gütersloh 2003, dort S. 53f. die Stellungnahme zum Problem der Ordination.

¹⁶ DOMINUS IESUS. Über die Einzigkeit und die Heilsuniversalität Jesu Christi und der Kirche. Vom August 2000

¹⁷ Vgl. STZ vom 2.4.05, Diskussion: Sterben – als Abschied leben. Bischof Joachim Wanke und Landesbischof Christoph Kähler lehnen aktive Sterbehilfe ab.

5. Wir sitzen in Deutschland in einem Boot! Aber wer rudert in welche Richtung?

Uns beschäftigt angesichts der demographischen Entwicklung und der globalisierten Ökonomie die Frage nach der Zukunft unseres Sozialstaates. Wir haben auch nach dem heißen Sommer und Herbst 2004 wieder einige Debatten für und wider Hartz IV erlebt. An vielen Stellen in unserer Kirche, vor allem in der Diakonie, laufen verzweifelnde und harsche Anfragen ein, die auf die eigene prekäre Lage hinweisen und manchmal auch die soziale Sicherheit der Pfarrer und Kirchenbeamten in Frage stellen. Ich begrüße sehr, dass diese Synode sich mit den Fragen nach den sozialen Herausforderungen unserer Zeit und den Aufgaben der Kirche darin beschäftigt.

Glaubwürdig zu bleiben, heißt auf diesem Feld auch zuzugestehen, wo unsere kirchlichen Stellungnahmen zu knapp oder unzureichend waren. So haben wir in dem wichtigen Sozialwort der Kirchen¹⁸ den demografischen Faktor deutlich unterschätzt und werden mit anderen vorsichtig fragen müssen, wie Leistungen, die wir heute aus guten Gründen fordern, (zu)künftig erbracht und finanziert werden können.

Wir nehmen als evangelische Kirchen /in der EKD den Reformwillen der Regierenden wahr und halten eine gesamtgesellschaftliche Anstrengung zur Meisterung der wirtschaftlichen Probleme für nötig. Wir fragen uns allerdings: Werden die Reformen auch zu den beabsichtigten Ergebnissen führen? Finden die verschiedenen Ebenen politischer Verantwortung und die verschiedenen Parteien und Interessengruppen zu einer konstruktiven und wirksamen Gemeinsamkeit?

Sowohl bei den Tarifpartnern der Wirtschaft wie bei den politischen Parteien fürchte ich, dass dort die Rängelei um Positionen und Plätze auf dem Schiff dessen Manövrierfähigkeit und dem Kurshalten schadet. Dazu kommt, dass einige Manager augenscheinlich nicht begriffen haben, dass Autos keine Autos kaufen, dass Gewinne nur dann verantwortbar sind, wenn sie nicht gegen die, sondern mit der Mannschaft realisiert werden und die Mannschaft daran entsprechend Anteil bekommt.

Zugleich müssen wir redlicherweise zugestehen, dass auch wir keine Patentlösungen, wohl aber Fragen nach den Kriterien und den Zielen einer Reform um der Menschen willen formulieren wollen und können. Darüber sprach der Ratsvorsitzende der EKD Bischof Dr. Wolfgang Huber in seiner Rede vom 30. September 2004 in Berlin, als er Beteiligung und Befähigung als wesentliche Ziele einer gerechten sozialen Ordnung herausstellte¹⁹.

Ebenso gehört es zur Offenheit unserer Debatten, verschiedene Positionen in der innerkirchlichen Diskussion auszuhalten und zu vermitteln. Die einen - vor allem unter unseren Sozialarbeitern, die aus der Perspektive von Betroffenen die Stärkung des Sozialstaates fordern, argumentieren von der Bedürftigkeit her. Sie stellen heraus: Zur Würde des Menschen gehört es, dass die Gesellschaft (der Staat) eine Grundsicherung garantiert. Der Begriff „Hilfe“ wird von ihnen zum Teil abgelehnt, weil es zu sehr nach Almosen klingt. - Die anderen betonen stärker die Eigenverantwortung des Einzelnen und sehen ein leistungsunabhängiges Bürgergeld kritisch, da eine Gesellschaft von ihren Mitgliedern auch etwas erwarten soll und darf. Für sie gehört es zur Würde des

¹⁸ Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland (1997)

¹⁹ Wolfgang Huber: Um der Menschen willen – Welche Reformen brauchen wir?

Menschen, dass ihn die Gesellschaft auch braucht, er sich mit seinen Gaben und Kräften einbringen kann.

Dass beide Aspekte keine sich ausschließenden Gegensätze sein müssen, sondern in einen Zusammenhang gebracht werden können, zeigt ein Blick zurück in unsere Kirchengeschichte: Eine von dem sächsischen Pfarrerssohn, Pfarrer und Politiker Friedrich Naumann (1860-1919) 1894 begründete Zeitschrift „Die Hilfe“ trug den Untertitel: „*Gotteshilfe, Selbsthilfe, Bruderhilfe, Staatshilfe*“.

6. In Stürmen Kurs halten

Wir sitzen in einem Boot und fragen uns: Was ist der richtige Kurs? Was zeigt der Kompaß? Und: Wer kann für eine gewisse Zeit das Steuer übernehmen (in einer Gemeinde, in einem Gemeindegemeinderat, in einem Kirchenkreis/Superintendentur usw.)? Wir brauchen Menschen, die bereit sind, solche Verantwortung zu übernehmen und nach bestem Wissen und Gewissen auszufüllen. Nicht immer werden sie die Ideallinie mit ihrem Kurs einhalten können. Wellen werden ab und zu auch in unsere Boote schlagen.

Aber lebenswichtig, weil glaubenswichtig ist die Unterscheidung der Zeiten und der Situationen:

Wann dürfen wir den Herrn auf die Fahrt mitnehmen und müssen aber selbst rudern und steuern (V36)?

Wann wird es Zeit, den scheinbar schlafenden Herrn anzurufen, zu wecken und unsere Ohnmacht, Angst und Wut heraus zu schreien, wann Zeit, fremdes und eigenes Leid ins Gebet zu nehmen (V38)?

Wann hören wir auf zu klagen und anderen die Schuld zuzuweisen? Wann ist es Zeit, uns selbst kritisch zu befragen und befragen zu lassen und dementsprechend eigene Fehler und Schuld zuzugestehen (V40)?

Wann können wir noch atemlos unsere Rettung bekennen unser Gottvertrauen aussprechen (V40), und wann spucken wir in die Hände, um fröhlich weiter zu rudern, bis wir endlich an Land sind (5,1)?

Wir sitzen alle in einem Boot. Wir werden nicht aufhören, uns über diese Fragen zu verständigen, denn: Wir haben Verantwortung füreinander und miteinander. |